

Zwischen Giftschlangen und Stachelpalmen.

Abenteuer in der Grünen Hölle.

Von Thomas Gerard.

Am diesem Nachmittage kamen wir von „Wimi“, dem Häuptling der Kastiba. Auf schmalen Pfaden, quer durch Duedrachogestrüpp und molariaverseuchte Stachelpalmenwälder ging der Ritt; schließlich hielten wir uns an den Lauf eines Baches, der sicher in das Lager der Tumereha zurückführen mußte. Die Indianer jagten ihre uralten Vitanen, schauerlich gaben die Baumstämme das Echo zurück. Als wir auf einer Lichtung angelangt waren, schwiegen die roten und ermunterten uns zu scharfem Trab. Offenbar bereitete es ihnen Vergnügen, zu zeigen, daß ihre nackten Füße schneller seien als die eisenschlagenden Hufe der Pferde.

Wildschweine greifen an.

Mühselig aber stiegen die Läufer und erkletterten in wilder Panik die nächsten, alleinstehenden Bäume. Aus dem Wald zur Rechten schlug ein seltsames Geräusch an unser Ohr. Wie das Hähnelklopfen eines Fiebernden, nur in vieltausendfacher Verstärkung, hörte es sich an. Und plötzlich brachen Wildschweine in unzähligen Kotten aus dem Kewaldbüschel. In wenigen Sekunden waren es Hunderte unheimlich abgemagerte Eber und Saunen, junge und alte Tiere, die vor uns auf der Wiese ein wahres Hölleinferno veranstalteten! Die Kuddel fesselten sie ein... Aufdringlich, wie alles Rostigehämisch, schnepperten die vorwitzigsten Keiler heran, schlugen mit einer Bestigkeit die Kiefer gegeneinander, als sollten die fauligen Zähne vor die Nase der Pferde tollern...

In höchster Erregung schrien und winkten die Tumereha von den Bäumen. Wir gaben Schnellfeuer aus unseren Gewehren. Ohne lange zu zielen, schossen wir in die sich drängenden und stoßenden Haufen hinein. Der Eisenhagel aber schien nur die Kannibaleninstinkte der Bestien zu entfesseln. Wie Wölfe fielen sie über die verwundeten Artgenossen her und schlangen ihr Fleisch in großen Brocken... Da erst begriffen wir die „feige“ Taktik der Indianer und versuchten, über die Kuddel hinweg zu gehen. Aber nach wenigen, nervösen Sprüngen sackten die Pferde mit aufgerissenen Fesseln holpernd und tammelnd in die Arnie... Als wir, wie durch ein Wunder in die Kesse, neben die Tumereha gelangt, zur Besinnung kamen, hatten die tosenden Tiere unsere Kamertaden bereits bis auf die Skelette abgenagt.

Ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, verloren sich die Wildschweine. Nach einer halben Stunde konnten wir unbefelligt die Baumverstecke verlassen.

Das Tanzfest...

Am Abend feierten die Tumereha unsere Errettung von den struppigen Teufeln, die immer in Kuddeln — oft bis zu tausend Stück — aufstreten, um ihren Hauptfeind, den Jaguar, in Schach zu halten. Es gab ein Tanzfest... Die Lagerfeuer schwelgen. In ihrem geistesstischen Schein tanzten die Männer. Mit den Federn des blauen Papagei an Armen und Beinen geschmückt, hüpfen und sprangen sie nach dem Rhythmus der Kürbisrasseln. Von ihren Hälsen baumelten die Schwanzringe der Klapperschlange. Gestaltlich stießen die Zauberkörner in ihre wundervoll gefärbten, langen Brüllrohre.

Unter Nidennegen, bei Honighier und Agarrobo, einer Johannesbrockfrucht, folgten wir gespannt jeder Bewegung der Tänzer. Bald brachten uns Weiber das über frischen Feuerlöchern gedratene Fleisch junger Gürteltiere. Sie beachteten das Lohwabbobu kaum und tanzten gleichgültig Mais und Juckerohr. In Bächen lief den Männern der Schweiß über das blass rot bemalte Gesicht, dennoch setzten die Kürbisrasseln der Mädchen keinen Augenblick aus. Dampf dröhnten die Rinderhorntrompeten der Jünglinge. Manchmal schauerte ihr Klang wie das Stöhnen des Jaguars zur Brunstzeit.

Ganz willkürlich, ohne Uebergang für uns Weiße, verstummte auf einmal das Konzert. Den Tumerehajünglingen und -mädchen fielen die Instrumente aus den Händen. Nur noch ein wenig hüpfen die Tänzer, sie wippen auf den Fehenspitzen, fast entspannt; in kurzen, kleinen Rufen schoben sie sich auf der Stelle um die eigene Achse. Nach einer Weile griffen die Medizinsten zu den Flöten. Kalt und spitz kamen die Töne aus den Instrumenten, seltsam erregend, als habe man feinen, dünnen Regen durch eine geheimnisvolle Manipulation zum Klängen gebracht... Jetzt standen die Männer wie angetaucht, nur ihre Muskeln zuckten noch. Wie hypnotisiert von den Klängen, die nicht von den Lippen der Zauberer, sondern aus dem unermeßlich fernen All des Sternenhimmels über uns zu tropfen schienen, vergaßen wir Honighier und die Reste der Gürteltiermahle... Starren abwechselnd auf die rot und blau schwarz bemalten Körper der Männer, dann wieder mit weit aufgerissenen Augen in die phantastisch züngelnden Flammen der Lagerfeuer...

Schlangenüberfall.

Da fiel ein Schrei, hart und schrill wie ein Peitschenschlag: „Ota!“ — Der Schreckensruf ertönte unter einem Stachelpalmenbaum. „Ota!“ — „Meine Mutter!“

Die „Ana“ war aus dem Geäst gefahren, das furchtbarste Schlangentier des nordöstlichen Chaco! Die Zauberer wußten es, sie waren die ersten bei dem unglücklichen Opfer, einem Rinderhornbläser, der sich in gräßlichen Zudungen wälzte und krümmte. Von der „Ana“ war nichts mehr zu sehen, blisschnell hatte das zwei Meter lange, gelblichwarze, männerarmdicke Tier drei, vier Muskelbrocken aus den Schenkeln des Jünglings gerissen — mit weit aufgesperrtem Rachen, wie stets — Wunden, die nun nicht mehr heilen würden... Das war das Grauenhafte! Die Wisse der „Ana“, die ihre Opfer nicht umschlingt und erwürgt, sondern anschlügt, von oben nach unten, heilen nicht! Die Wunden, große Löcher, bleiben von der Mitte bis zu den Rändern nach allen Seiten hin rauh und roh, lange, oft jahrelang, ohne viel zu eitern, bis der Gezeichnete eines Tages plötzlich umfällt, in Krämpfen, mit Schaum vor dem Munde, wenn das Gift sich erfüllt...

„Ota! Ota! Ota!“ — „Mutter! Mutter!“ Immer schwächer wurden die Schmerzensschreie des Jünglings. Ein Teil der Medizinsten hatte kaltes Wasser zur ersten Wäscher der Wunden herbeigeschleppt, eine andere Gruppe schüttelte aus wunderbar bemalten Tonkrügen ganze Hügel getrockneter Termiten. Sie wurden angezündet, in ihren Rauch hielt man den Kopf des Wimmernden. Nach zwanzig Atemzügen trat Bewußtlosigkeit und Schmerz lindern ein...

Abgebrochen war das Fest, dumpf lagten die Weiber vor sich hin, als der Erscharrte auf einer Hängematte unter ein Rostkissen geschoben wurde. Fehn Jünglinge, von einem Zauberer beauftragt, hielten Nachtwache. Die Tänzer aber frohen wortlos in ihre Hütten. Von ferne kam der Ruf des Jaguars...

Der Starrsinn.

Weitere Frühlingserzählung von Ernst W. Freytag.

Jeferich, knapp über die Fütterwochen hinaus, wollten zum Wodabend eine Paddelreise machen. Jeferich hatte kurz zuvor ein paar hundert Mark einkasstiert, viel Geld für junge Leute. Für die Fahrt war es zu spät gewesen, so hatte er irgendein Versteck im eigenen Neubauhäuschen suchen wollen. Aber die junge Frau widersprach: Das viele Geld tagelang im leeren Hause? Nein und nein; sie würde keinen ruhigen Augenblick haben! Sie wollte es mit sich nehmen, in einer Briefstube auf dem Lande tragen, da sei es am sichersten!

So fuhren sie los, mit dem Zug nach Mecklenburg hinauf und im Halbboot zurück. Auf dem Wärrisee kamen sie in schlechtes Wetter, Jeferich schwankte schon, ob sie die Lieberfahrt noch wagen sollten, als aber seine Frau fragte, ob er Angst habe, kehrte er den alten Sportler heraus und meinte, Angst kenne er nicht.

So fuhren sie über den stürmischen See. Um nicht jubelnd Wasser ins Boot zu bekommen, hielten sie die Sprinkeldecke ganz dicht gemacht. Als sie aber schließlich doch fenterten, wäre ihnen das fast zum Verhängnis geworden, weil sie nicht freikamen. Endlich trampelte sich Jeferich mit aller Gewalt los, ging an die Oberfläche, holte sich eine Lunge voll Luft und tauchte sofort wieder, als er nur das tiebelnden treibende Boot und nichts von seiner Frau sah.

Schließlich entdeckte er sie: Auch sie war freigekommen, aber verkehrtlich gerade unter dem Boot aufgetaucht. Nun stieß sie mit dem Kopf in der Stößöffnung und atmete erst ein wenig von der eingeschlossenen Luft, ehe sie erneut tauchte. Jeferich holte sie heraus, und sie schwammen, das gelenkerte Boot zwischen sich, auf das Land zu. Sie froren eisförmig und waren überhaupt erschöpft, doch nicht so sehr, daß sie nicht noch Kräfte zu einem kleinen Streit aufgebracht hätten: „Du bist schuld — warum hast du so weit vom Lande abgehalten!“ hibelte die Frau. Der Mann klapperte erst eine Weile mit den Zähnen, ehe er herausbrachte: „Und du? Du hast die eine Welle falsch pariert... davon ist alles gekommen!“

Bald wurde es ihnen aber doch zu anstrengend, sie hatten den Wind gegen sich, das Ufer kam und kam nicht näher. „Ach was!“ sagte die Frau plötzlich und wollte sich sinken lassen. Da zeigte es sich, daß hier das Wasser ganz leicht war, kaum brusttief. Nun warteten sie an Land und zogen das Boot mit sich. Auch so brachten sie noch alle Willenskraft, um nicht unterwegs umzujinken.

Als sie das Boot endlich auf dem Strand hatten und umdrehen, mußten sie feststellen, daß ihre ganze Habe verschwunden war — nicht nur Bootsflößen, Ruder und Geschirr, auch ein neuer Photoapparat, zwei Mäntel und sonst einiges. „Jetzt sollte auch noch das Geld futsch sein!“ sagte der Mann und ließ für alle Fälle einen Fluch los.

„Achterlich!“ sagte die Frau, griff an die Brusttasche der Trainingsjacke und erschrak: Der Knopf war, vielleicht vom Wasserdruck, weggeplatzt, die Tasche leer.

Es folgte eine Aussprache, die dem Fütterwochen unweiderwärtlich ein Ende setzte: „Hätte ich geahnt, daß du so roh bist!“ und „Hätte ich geahnt, daß du so doof bist!“ so ging es hin und her. Dann mußten sie müdberzige Leute suchen, die ihnen trockene Kleider und das Fahrgeid nach Berlin liehen.

Dort aber fanden sie ihr Vorrathshäuschen geplündert, Schränke und Schübe durchwühlt und ausgeräumt. Zwar waren sie gegen Einbruch versichert, aber es gab ihnen doch einen Schlag; im ersten Schreck schlang Jeferich den Arm um die weinende Frau und zog sie an sich.

Ehe sie sich finken ließ, trumptte sie unter Tränen auf: „Und ich habe doch recht gehabt; das Geld war bei mir sicherer als hier!“

Jeferich widersprach nicht.

Eine ganz große Erfindung.

Lustige Skizze von Paul Reirke.

Manchmal liegen Phantasie und Wirklichkeit so nahe beieinander, daß man sie mit einem Scheritt verbinden kann. Aber die eigene Klugheit, die oftmals die größte Dummheit ist, hindert uns oft, diesen einen Schritt zu tun.

An einem trübem Herbstnachmittage hatte ich ihn als schlecht spielenden Schachpartner kennengelernt.

Indem er sich als Doktor Franzke vorstellte, ersuhr ich, daß er Chemiker sei und nicht sehr mit Öktern des Glücks bedacht war. Bis er auf einmal mitten im Spiel meinte: „Wollen Sie mir nicht hundert Mark leihen — oder sich vielmehr an meiner Erfindung Rotor beteiligen?“ In einem Atemzug sprach er fort: „Seien Sie gewiß, wir können damit Tausende verdienen.“ Im Moment war ich sprachlos, daß die Frechheit der Betrüger so weit ging, daß sie einem das Geld mitten im Kaffee aus der Tasche ziehen wollten.

„Hier bitte, meine Karte.“

Dr. G. Franzke, Erfinder, Berlin W, Strahlenheimer Straße 78.

„Ja, aber sagen Sie einmal, mein Herr, ich kenne Sie gar nicht und da wollen Sie so einfach von mir hundert Mark geborgt haben?“

„Meine Karte dürfte Ihnen genügen. — Sie können sich ja erst einmal Rotor ansehen, ehe Sie sich daran beteiligen.“

„Aber“, meinte ich, „was ist denn eigentlich Rotor?“

„Was ist? Wer ist Rotor, müssen Sie fragen. Rotor ist mein Eisenmensch — — — der genau so sprechen wird wie wir. Ich sage Ihnen, Tausende wird er uns einbringen. Was sagen Sie nun?“

Ich sagte gar nichts, weil ich dachte, einen jener armen Wahnwichtigen vor mir zu haben, die eines Tages an ihrer eigenen Idee zugrunde gehen. Ich wollte den armen gequälten Menschen in der Person des Doktor Franzke nicht vor den Kopf stoßen und versprach, ihm morgen das Geld zu bringen.

Noch als wir uns trennten, sagte er mir: „Glauben Sie mir, das wird ein Geschäft.“ Dabei meinte ich das Lachen eines Irren sehen zu können.

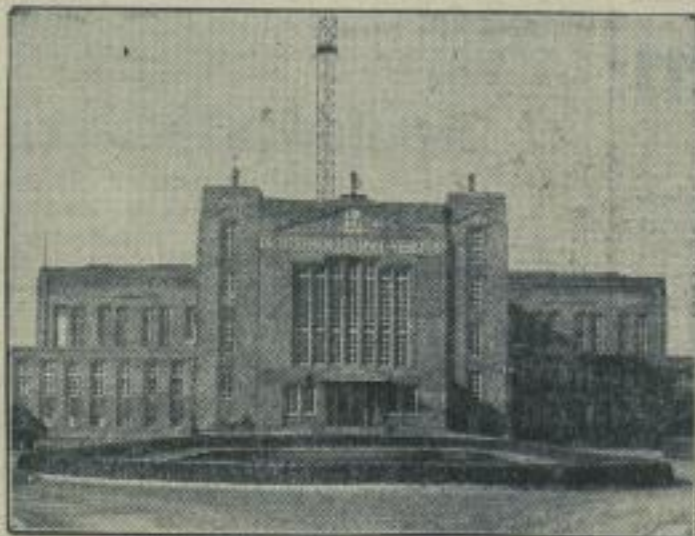
Ich habe zwei Jahre nichts von ihm gehört, da plötzlich auf einer Reklameschau eine Sensation auf dem Gebiet der Werbung: „Rotor“, die sprechende Reklamepuppe, welche mittels einer Schallplatte, die im Körper abläuft, Botschaften erteilt. Dargestellt von der Doktor G. Franzke A. S., einer Fabrik mit einer Belegschaft von zweihundert Mann.

Bei meinem sofortigen Besuch des Werkes erklärte mir die Sekretärin: „Unser Chef, Dr. Franzke bedauert, Sie nicht empfangen zu können, wir werden täglich überlaufen von Erfindern und Bekannten des Herrn Doktor.“

In diesem Moment spürte ich — wie dumm es manchmal ist, immer klug und weise zu sein.

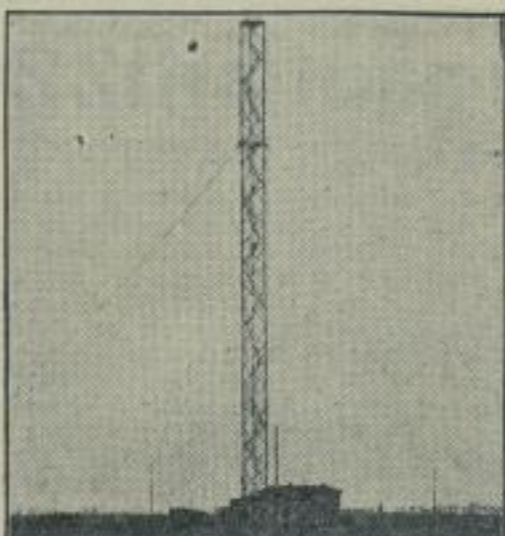
Weil er kein Dohse war...

Eine schwere Krankheit hatte den Notar der tschechischen Stadt Delova befallen. Aus dem benachbarten Sächsischen Berg mußte der Arzt kommen, und der hilfreiche Mediziner verschrieb dem Leidenden zunächst einmal eine Arznei, die den Schmerz lindern sollte. Dann traf es sich, daß der Bauer Ludwig Syabo in der Stadt zu tun hatte, und er erklärte sich denn auch gleich bereit, die Medizin zu besorgen. Der Abend war noch nicht herangebrochen, als der gefällige Mann heimkehrte, und er brachte dem Kranken ungesäumt die Arznei. Aber sie bekam dem Notar außerordentlich schlecht. Er wand sich in Schmerzen, Magenkrämpfe peinigten ihn. Und wiederum mußte man den Arzt holen. Der pumpte den Magen leer und wusch ihn aus. Dann suchte man des Rätsels Lösung: Weshalb die Arznei verjagt hatte... Es klärte sich schnell auf. Der Bauer hatte für sich ebenfalls eine Arznei gekauft, nämlich für seinen kranken Dohsen. Aber dem Rindvieh war nicht sein Recht geworden. Es hatte die Arznei des Herrn Notars schlucken müssen und der Herr Notar die Arznei, die dem Gedörnten galt. Dem Tiere schädete die Verwechslung nichts, wohl aber dem unglücklichen Mann.

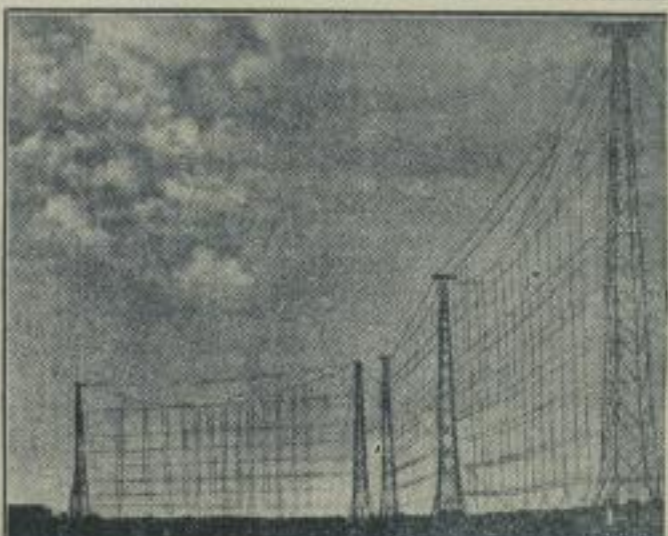


Dreißig Jahre Nauenerberg.

Vor dreißig Jahren, im April 1906, errichtete die „Telefunken-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ in der Nähe der Stadt Nauener eine Versuchsanlage zur Durchbildung von Funkfernern größerer Leistungen, aus der sich die Großfunkstelle Nauener entwickelt hat. Seit dem 1. Januar 1932 sind die Anlagen im Besitz und Betrieb der Deutschen Reichspost. Auf der Großfunkstelle Nauener befinden sich heute zwei Langwellenfederan-



lagen mit je 400 Kilowatt Hochfrequenzleistung. Die zugehörigen Antennen sind an zwölf Masten aufgebracht, von denen zwei eine Höhe von 265 Meter haben. Ferner sind hier zahlreiche Kurzwellenfeder von 20 bis 50 Kilowatt Ausgangsleistung in Betrieb. Diese Sender stehen in wahlweiser Verbindung mit einer Reihe von Richtantennen, die der geographischen Lage der Gegenstationen entsprechend aufgestellt sind. Für diese Richtantennen sind ferner noch mehr als zwanzig Türme von 32 bis



75 Meter Höhe vorhanden. Die deutschen Funkwege nach Uebersee „via Transradio“ umfassen heute — außer den Nachrichtendiensten — 15 Fernstrahlenlinien für Telegraphie und acht Linien für Sprechverkehr. Unser Bild (Mitte) zeigt die erste Nauener Anlage im Jahre 1906, aus der sich im Laufe der Jahre die Großfunkstelle mit ihrem eindrucksvollen Hauptgebäude (links) entwickelt hat. Rechts sieht man einige der richtigen Richtstrahlantennen. (Wagenberg-Archiv (2), Scherl-Wilderdienst (1) / M.)